

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlauf.

Inserate werden die 5spaltige Zeile ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntage und Feiertage geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntage und Feiertage geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Arbeiter! Bürger! Parteigenossen!
Seid unausgesetzt thätig für die Werbung neuer Abonnenten!

Stillstand in der Sozialreform.

* Leipzig, 9. Juli.

§§ Der nächste Reichstag wird bei seinem Zusammentreten wahrscheinlich sofort Klarheit über die Stellung der Regierung und der Fraktionen zur Sozialreform schaffen. Alle Parteien ohne Ausnahme haben ein Interesse daran, eine Aussprache herbeizuführen, sei es um zu bremsen, sei es um vorwärts zu treiben. Man wird also sehr bald wissen, wie weit Graf Posadowsky mit seinen reaktionären Drohungen und Warnungen auf den Beifall der neuen Parlamentsmehrheit rechnen kann. Da der Graf ebenso strebsam wie unter Umständen auch süßsam ist, so wird erst dann die letzte Entscheidung über die Regierungspolitik fallen, um so mehr als bisher schon einzelne Bundesregierungen mit sehr gemischten Gefühlen den Rehrversuchen des neuen Befehls zuhören.

Das mit dem ehemaligen Reichsschatzsekretär ein anderer Geist in das Reichsamt des Innern einzuziehen sollte, ist sattsam bekannt. Graf Posadowsky begann denn auch mit Vorliebe die Sozialdemokratie als Partei des Umsturzes rednerisch anzugreifen. Die verbrauchtesten Schlagworte des Vierbankphilisters feierten durch diesen Staatsmann am Bundesratsstische ihre Wiederauferstehung. Sein Geheimereß über „erhöhten Schutz gegen Mißbrauch der Koalitionsfreiheit“ ließ die nächsten Ziele des neuen Kurses sofort so eindrucksvoll deutlich hervortreten, daß selbst das Centrum einige Verwahrungen für angebracht hielt. Diese scheinen denn auch auf den Staatssekretär, der sonst gern mit dem Centrum politische Geschäfte trieb, bis zu einem gewissen Grade abführend gewirkt zu haben; denn er hat zwar durch seinen berühmten Schreibebrief an einen freikonservativen Abgeordneten die Wahlen zu beeinflussen versucht, er hat sich jedoch wohlweislich gehütet, mit dem Erlaß als Wahlmanifest in den Kampf zu ziehen, wie er das vorher stolz verkündete. Wenn der Erlaß trotzdem bei den Wahlen unzweifelhaft eine große Rolle gespielt hat, so ist das sehr gegen den Willen seines Urhebers geschehen.

Sedenfalls ist heute kaum noch zu erwarten, daß wie es zum Schlusse der vertraulichen Rundfrage in Aussicht gestellt wurde — dem Reichstage sofort „bei seinem

nächsten Zusammentreten eine neue Vorlage über Abänderung des § 153 der Gewerbeordnung zugehen wird. Den Versuch dazu zu machen, hiesse gestilltlich den Konflikt mit der neuen Reichstagsmehrheit heraufbeschwören. Daß einzelne Heißsporne, insbesondere der durch die Wahlen offenbar sehr enttäuschten freikonservativen Partei und der Bismarckfronde, zu diesem Schritte gern drängen möchten, ergibt sich aus manchen Anzeichen. Indes sind solche Pläne leichter entworfen wie zur Ausführung gebracht, und vorläufig scheint die Regierung keinerlei Neigung zu besonderen Kraftproben zu haben, auch Graf Posadowsky nicht, auf den die Stimm und Zedlig wohl noch die meisten Hoffnungen setzen. Nach dieser Seite, die vor den Wahlen gerade die allerbedrohlichste war, dürfte demnach vorläufig die Gefahr für die Arbeiter abgewendet sein.

Um so trostloser sind die Aussichten auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes. Den ersten Haß gegen die Väterverordnung hat zwar die Zeit unterdes etwas gemildert; doch niemand wird behaupten wollen, daß jede Möglichkeit der Wiederaufhebung für immer beseitigt sei. Von der Konfektion abgesehen, sind alle weiteren Vorarbeiten der Reichskommission für Arbeiterstatistik bisher ohne Erfolg geblieben, obwohl man bereits seit langen Jahren die Mißstände in der Mälerrei, im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe, in den Ladengeschäften, neuerdings auch bei der Binnen-schiffahrt und Flößerei untersucht. Für das ganze Handwerk haben vor einiger Zeit die Offizialen die Verhältnisse abgeben müssen, daß es vom Arbeiterschutz verschont bleiben solle. Dabei sah die Gewerbeordnung schon 1890/91 vor, die Vorschriften der Paragraphen 135 bis 139b (über die Regelung der Arbeit von Kindern, Jugendlichen und Arbeiterinnen sowie über die Gewerbeaufsicht) auch auf Werkstätten ohne elementare Kraft auszudehnen. Sieben Jahre sind seitdem verstrichen, und es ist nicht nur nichts geschehen, sondern man verwahrt sich sogar dagegen, daß in der nächsten Zukunft etwas geschehen könnte.

Eine Reihe der neuen Bestimmungen von 1891 ließ man selbst für die Fabriken erst nach geraumer Zwischenzeit in Kraft treten, weil man bis dahin für die konkurrierende Hausindustrie ähnliche Schutzverordnungen zu schaffen gedachte. Man wollte seitens der Regierung schleunigst „Ermittlungen“ veranstalten, wie weit die Ausbeutungsfreiheit in der Hausindustrie die Unternehmer vielleicht veranlassen könnte, den fabrikmäßigen Großbetrieb wieder mehr zu verlassen. Die Reichskommission für Arbeiterstatistik beschloß ihrerseits ebenfalls, diese Frage sofort in Angriff

zu nehmen. Die Fabrikinspektorenberichte stellen Jahr für Jahr fest, daß in der That das Kapital den einschränkenden Vorschriften für Fabriken vielfach ausgewichen ist, indem es der hausindustriellen Herstellung sich stärker zuwandte. Schreiende Mißstände sind so an das Tageslicht gezogen worden, aber weder die Regierung noch die Reichskommission hat es bisher zu einer umfassenden Untersuchung, geschweige denn zu ernstlichen Abhilfevorschlügen gebracht. Auf dem gerade in Deutschland so ausgedehnten Felde der handwerksmäßigen und hausindustriellen Produktion wuchert die wildeste Ausnutzung der Arbeitskräfte noch immer fast ohne alle Schranken. Wer jedoch wollte vom heutigen Reichsamt des Innern ein entschlossenes Eingreifen in dieses Wespenneß erwarten, nachdem schon das Geschrei der Vätermeister so einschüchternd gewirkt hat?

Für die Arbeiterversicherung lautet das nächste Regierungsprogramm: Verzicht auf die Reform der Unfallgesetzgebung, dagegen finanzielle Vesserstellung der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalten der agrarischen Provinzen und Landesstellen, nicht etwa durch schärfere Heranziehung der daran Beteiligten, sondern auf Kosten der reicheren Anstalten der mehr städtisch-industriellen Gebiete. Die Klagen der Agrarier sollen Gehör finden, ebenso die drohend gestellte Forderung der Großindustriellen: zur Zeit jede, auch die dringendste Besserung der Unfallversorgung zu unterlassen, weil dabei vom Reichstage eine zu starke Belastung des Unternehmertums, sowie eine allzu fühlbare Durchbrechung der Allmacht der Berufsgenossenschaften zu fürchten sei. Auf die kassenden Lücken der Krankenversicherung hat letzthin besonders Stadtrat Frankenberg in Brauns Archiv hingewiesen. Die Regierung läßt auch nicht ein Wort über etwaige Reformpläne verlauten. Soweit man in den leitenden Kreisen nicht geradezu arbeiterfeindlich denkt und fühlt, ist eine thatenlose Laueheit und Gleichgültigkeit eingerissen.

Daß dennoch die reformfreundlichen Unterströmungen in verschiedenen Ressorts nicht ganz erloschen sind, verkennen wir darum nicht. Wie weit sie jedoch wieder stärker hervortreten werden, hängt ganz und gar von dem Verhalten der Reichstagsmehrheit, in erster Linie also — da die Stellung der Sozialdemokratie fest und unerschütterlich gegeben ist — vom Centrum ab. Wenn die paar Monate verstrichen sind, die uns noch von der Wiedereröffnung des Parlamentes trennen, wird die letzte Ungewißheit über die Fortführung der Sozialreform fallen. Wir fürchten, daß auch dann die Aussichten sehr wenig tröstlich sein werden.

Seuilleton.

Rheinlandstöchter.

Roman von C. Siebig.

Ramer fuhr fort:

„Ich habe einen Strich gemacht und einen Punkt — bisher so, aber jetzt anders. Ich habe meinen Abschied genommen; in militärischen Verhältnissen kann ich nicht so, wie ich will und muß. Es ist nicht ohne Kampf für den, der im bunten Rock aufgewachsen ist, da Schicht zu machen; aber es war nötig. Jetzt habe ich eine Stellung an der Gewehrfabrik in Köln, ein sehr bescheidenes Los, aber autständig, und ich werde weiter kommen. Leicht ist es nicht immer; ich hoffe kein Schwächling mehr zu sein, aber ich bin kein Held, mitunter kommen die Grillen und plagen mich, die alten Gedanken machen mir Kopfschmerzen — ha — und dann sehne ich mich, dann sehne ich mich!“ Er seufzte tief, lästete den Hut und fuhr sich durchs Haar; sie sah, wie es schon mit grauen Fäden durchzogen war.

Sie fragte nicht; warum erzählten Sie mir das alles — sie wagte das nicht mehr — „dann sehne ich mich, dann sehne ich mich“ — der Ton war ihr durch Mark und Bein gegangen.

Ohne Worte schritten sie neben einander her, Seite an Seite. Nelda lief nicht mehr rascher, sie ging mit ihm im gleichen Schritt. Der Kirchhof lag weit hinten. Nun blieb sie noch einmal stehen und sah zurück.

„Mein Vater,“ sagte sie leise, gleichsam erklärend, und wies mit dem Finger dorthin.

Ramer nickte.

„Ich weiß, Ihr und mein treuer Freund Ayländer hat mich von allem unterrichtet. Er hatte mir nicht jede Hoffnung genommen, er sagt, Sie wollen keinen Menschen verlassen, dem Sie zu seinem Leben wahrhaftig not thun — so not thun — Nelda?“

Sie gab keine Antwort, ihre Lider senkten sich zinkend auf die gerötete Wange.

Eine Pause.

Und nun sagte er weich: — „Sie haben unendlich viel verloren an Ihrem Vater — Ehre seinem Andenken!“ Er zog den Hut wie zum Gruß.

Sie standen beide und sahen zum Kirchhof hinüber; ein leiser Wind kam von dort und säfelte ihnen um die heißen Gesichter. Nelda empfand's wie eine Liebeslung.

Und nun waren sie im Dorf. Lang und staubig schlängelte sich die Chaussee. Der Himmel grauer und die Ferne dunstiger, die Luft drückte auf Kopf und Augen. Plöbliche Windwehen setzten den Staub auf und drehten ihn in kleinen Wirbeln über die Straße. Diese war jetzt belebt.

Ramer sah auf zum Himmel — seine Gedanken waren bei etwas anderem — über das dunstige Land und dann hinab zum Rhein; die Wellen gluckten sanft ans Ufer. Halt, da schaukelte ein Rachen! Er wies nach dem Wasser: — „Fräulein Dallmer, wollen Sie sich mir anvertrauen? Ich denke, auch Ihnen liegt nicht dran, dort im staubigen Trost mit den Menschen zu wandern? Sie müssen doch zur Stadt zurück, ich rüde Sie dahin; gönnen Sie mir das!“ — Er stand vor ihr, bittend, den Hut in der Hand.

— D dieser Rhein, dieser Rhein — und die Erinnerung! Die kam und fuhr dem Mann über die Stirn und strich ihm die Falten aus dem Gesicht, daß es jünger

wurde, so wie vor sieben Jahren; und doch war es ein anderes Gesicht, nicht so düster mehr, wohl sehr ernst. Man sah's dem an, manch harter Kampf war ausgefochten worden.

Nelda senkte den Kopf, leise zustimmend murmelte sie: „So fahren wir!“

Sie war wie im Traum. War sie's denn wirklich, die gestern noch im Lärm der Großstadt gestanden? Und heut mit einem Schlage zurückversetzt in die Vergangenheit? Waren die Toten auferstanden, wurde etwas Begrabenes in ihrer Brust lebendig? Sie sah an sich herunter und um sich her; ein seltsam rasches Schlagen in ihrem Herzen. Unten im Rachen lungerte ein junger Bursche, Ramer lohnte ihn ab und hieß ihn, sich das Boot an der Schiffsbrücke abzuholen.

Sie stiegen ein; Nelda trat unsicher, der Rachen schwankte, Ramer mußte ihr die Hand reichen. Sie setzte sich schweigend ans Steuer, er nahm die Ruder; gleichmäßig plätscherten die im Wasser. Perle auf Perle tropfte von den Schaufeln, kein Sonnenstrahl bligte drin; das Wasser grau wie der Himmel drüber. Die Häuser des Dorfes blieben zurück, die Willen auf der Chaussee glitten vorüber, mit verschleierten Augen sah Nelda hin zum Vaterhaus.

Wie trüb alles war! Eine schwarze Wolke hing überm Rhein. Die Wellen wurden unruhig und drehten sich kränfelnd unter den Rudern — jetzt — überraschend, schneller als geahnt — ein Tropfen! Dick, schwer prallte er auf den Bootstrand — und jetzt noch einer, und noch einer! Ein feuchter Windstoß saust über den Strom — der Rahn schwankt und legt sich auf eine Seite, jetzt auf die andere — man sibt drin wie in einer Schaukel. Tropfen auf Tropfen, plätschernd fallen sie ins Wasser — ein regelmäßig fallender, rauschender Regen. In einem Augenblick die Aussicht ver-

82]

Wachstum verboten.